



Ein neues Leben nach der Lungenkrebstherapie

Alljährlich erkranken in Deutschland 46.000 Menschen an Lungenkrebs. H. T. war einer von ihnen. Zur Therapie kam er ins Diakoniekrankenhaus Halle. Heute genießt er sein zurückgewonnenes Leben aktiv.

Ein neues Leben nach der Lungenkrebstherapie



H. T. ist ein eher ruhiger Mensch. Er liebt es, an seinem PC herumzuwerkeln. Aber auch Gartenarbeit und der Gesang in seinem Männerchor gehören zu seinem Alltag. Genauer: Sie gehören endlich wieder dazu. Denn es ist noch nicht allzu lange her, da musste der Elektroingenieur auf viele seiner lieb gewordenen Beschäftigungen verzichten. Der Grund: Die Ärzte des Lungenkrebszentrums Diako Halle im Diakoniekrankenhaus hatten bei ihm Lungenkrebs diagnostiziert.

Seine Krankengeschichte hat der 70-Jährige in einem Aktenordner dokumentiert. Fein säuberlich sind dort Arztbriefe, Befunde und Röntgenaufnahmen abgeheftet. Wenn er sie durchblättert, ist er selbst immer wieder aufs Neue erstaunt, wie groß der Tumor war, der vor rund anderthalb Jahren in seinem Körper entdeckt worden war. Eine faustgroße Wucherung hatte sich an einem seiner Lungenflügel gebildet.

Wie genau er auf die schwere Diagnose reagiert hat, daran kann sich der 70-Jährige, der in der Saalkreismenge Zwintschöna lebt, nicht mehr so genau erinnern. Nur eines weiß er sicher: „Ich hatte von Anfang an großes Vertrauen zu den behandelnden Ärzten.“ H. T. wurde im Diakoniekrankenhaus operiert und erhielt anschließend

eine Chemotherapie. „Das war sehr belastend und ich bin froh, dass ich es überstanden habe“, sagt er und ergänzt: „Ohne die behandelnden Ärzte und ohne meine Familie hätte ich das nicht geschafft.“

Zwölf Kilo hatte er während der akuten Behandlungsphase abgenommen. Oft fühlte er sich geschwächt, hatte kaum Appetit. Dennoch machten ihm sowohl Ärzte als auch Familie Mut und versuchten, ihn durch Abwechslung und Erholung und sogar durch Urlaubsfahrten bewusst aufzubauen. So begleitete er seine Frau auf einem lange geplanten Segel-Trip. Und selbst, wenn er dort nur eingeschränkt einsatzfähig war, so habe ihm die Anwesenheit von Freunden und Familienmitgliedern sowie auch die schöne Landschaft sehr gut getan.

Inzwischen kann H. T. sein Leben wieder in vollen Zügen genießen. Der Frühling treibt ihn in den Garten. Auch seiner älteren Tochter hilft er viel beim Renovieren eines alten Hauses an der Ostsee, denn, so meint er, „das Handwerkliche hat mir schon immer gelegen.“

Auch die jüngste Nachuntersuchung im Diakoniekrankenhaus habe ihn erleichtert und froh gestimmt. Sie ergab, dass sich kein neuer Tumor gebildet hat. Das habe ihm einen positiven Schub gegeben. „Zwar ist die alte Kraft noch nicht vollständig wieder da. Aber ich fühle mich gut“, sagt H. T., der es inzwischen auch geschafft hat seinen Zigarettenkonsum zu reduzieren. Maximal sechs Stück am Tag raucht er. Welche Leistung das ist, begreift, wer in seine Geschichte blickt.

Das Rauchen hat seit jeher für ihn dazu gehört. Mit 14 Jahren fing er damit an. Und, wenn man so will, war das eigentlich reiner Selbstschutz. Sowohl seine Eltern als auch seine ältere Schwester waren starke Raucher. So stark, dass dem Sohn und Bruder in der dicken Luft regelmäßig die Augen zu tränen begannen. „Irgendwann habe ich festgestellt, dass dieses unangenehme Gefühl weniger wurde, wenn ich selbst zur Zigarette griff“, erinnert sich H. T. Und so wurde er bereits als Teenager zum Raucher.



Die Nachuntersuchungen sind zwar nicht sehr angenehm, aber sie brachten bisher erfreuliche Befunde.

Etwa zwölf Zigaretten am Tag, das war für viele Jahre seine Dosis. „Dass das nicht gesund war, wusste ich, aber so etwas schiebt man eigentlich beiseite.“ Zumal: Gesundheitlich fühlte er sich immer sehr wohl und war auch nie ernsthaft krank. Sowohl seine Mutter als auch seine Schwester sind trotz des Rauchens sehr alt geworden. Und schließlich, so meint er, kann ja auch niemand mit letzter Gewissheit sagen, ob es nun tatsächlich das Rauchen war, das ihn krank gemacht hat.

Die Statistik liefert allerdings deutliche Belege dafür: Neun von zehn Patienten, die an Lungenkrebs erkranken, waren oder sind Raucher. Und niemand wird heute mehr bestreiten, dass das Rauchen ungesund ist und die Entstehung einer ganzen Reihe von Erkrankungen begünstigt. H. T. weiß das. Aber das Rauchen ist eben eine Sucht, von der man nur schwer ganz wekommt. Deshalb rät er: „Man fängt am besten gar nicht erst damit an.“ [IG]

Das Lungenkrebszentrum Diako Halle zeichnet sich durch eine enge Zusammenarbeit von Experten und Expertinnen verschiedener Fachdisziplinen aus. Diese treffen sich wöchentlich zur Abstimmung und legen für jeden Patienten individuelle Behandlungsstrategien fest. Darüber hinaus sind auch niedergelassene LungenärztInnen Kooperationspartner des Zentrums. Zur Behandlung gehört im Lungenkrebszentrum auch die Betreuung durch Seelsorgende, Sozialen Dienst, Ernährungsberatung und PhysiotherapeutInnen. Ebenso ist eine psychoonkologische Begleitung möglich. Besonderes Augenmerk gilt der palliativmedizinischen Versorgung.

Lungenzentrum
Diako Halle

Koordinator im Lungenkrebszentrum Diako Halle
Chefarzt Dr. med. Klaus-Peter Litwinenko

Tel.: 0345 778-6504

www.lungenkrebszentrum-diako.de

Personalleiterin im Praktikum



Sie arbeitet zwar eher im Hintergrund, sitzt aber an einer Schlüsselstelle: Dagmar Sommer ist Personalleiterin im Diakoniewerk Halle. Damit trägt die 48-Jährige die personelle Verantwortung für rund 750 Mitarbeitende im Diakoniewerk Halle, in der Poli Reil und auch bei der Diakoniewerk Halle Servicegesellschaft (DWS). Was genau das eigentlich bedeutet, erklärt sie im Interview mit Ines Godazgar.

Viele Menschen haben eher eine verschwommene Vorstellung von dem was Sie tun. Können Sie ein wenig Licht in dieses Dunkel bringen?

Meine Arbeit ist sehr vielschichtig. Da ist zum einen das operative Geschäft. Ich bearbeite und prüfe Honorarabrechnungen, führe Personal- und Bewerbungsgespräche und vermittele bei Beschwerden oder juristischen Auseinandersetzungen. Und es gibt andere Dinge, die passieren eher im Hintergrund, ohne dass die Mitarbeitenden davon viel mitbekommen: Zum Beispiel die Anpassung des Personalschlüssels, die Überwachung des Stellenplans, die Umsetzung neuer Gesetze.

Ein Unternehmen wie das Diakoniewerk steht und fällt mit seinen Personalkosten. Wie schwierig ist das in Zeiten knapper Kassen?

Sehr schwierig. Zumal die Personalkosten in einem Unternehmen wie dem unseren, wo es vor allem um Menschen geht, den größten Ausgaben-Posten darstellen. Alles ist knapp finanziert, daran wird sich auch in nächster Zeit nichts ändern. Deshalb muss man die Ausgaben im Personalbereich ständig im Blick behalten. Der finanzielle Spielraum ist eng, trotzdem müssen wir den Betrieb am Laufen halten, und zwar so, dass die Mitarbeitenden nicht überfordert werden und sich im Unternehmen mög-

lichst wohl fühlen. Denn das Ziel ist ja, sie langfristig zu binden. Die Mitarbeiter bleiben, wenn die Bedingungen stimmen.

Sie haben 2012 hier angefangen. Wenig später haben Sie zusätzlich zu Ihrer eigentlichen Arbeit in allen Bereichen des Krankenhauses einen Tag hospitiert. Warum?

Da ich ursprünglich nicht aus dem medizinischen Bereich komme, wollte ich mir ein direktes Bild von den Arbeitsplätzen vor Ort machen. Ich denke, wenn man die Bereiche und Abläufe kennt, ist es leichter, bestimmte Entscheidungen zu fällen.

Wie genau muss man sich Ihren Einsatz vorstellen?

Ich habe mir dafür übers Jahr verteilt Zeit genommen. Schließlich war ich jeweils einen Tag auf jeder Station, aber auch in der Patientenaufnahme, in der Notaufnahme und in der Endoskopie. Dort habe ich quasi als Aushilfe mitgearbeitet. So konnte ich aus nächster Nähe beobachten, was zu tun ist, worauf es beim jeweiligen Job ankommt und wie stressig der Alltag für das Personal zum Teil sein kann. Als ich zum Beispiel in der Endoskopie war, konnte ich sehr schnell merken, dass die Mitarbeitenden vormittags wenn die meisten Untersuchungen stattfinden, nicht eine Sekunde zwischendurch

Leerlauf hatten. Trotzdem waren sie sehr freundlich, geduldig und professionell. Das hat mich sehr beeindruckt. Denn mir taten spätestens mittags die Füße weh.

Hat Ihr Einsatz bei der personellen Situation in der Endoskopie etwas bewirkt?

Inzwischen gibt es dort mehr Personal. Diese Entscheidung wäre aber auch ohne mein Praktikum so gekommen. Aber durch meinen Einsatz habe ich ein besseres Verständnis für die Probleme der dortigen Kolleginnen bekommen. Und das halte ich für sehr hilfreich.

Können Sie ein paar konkrete Erlebnisse und Eindrücke aus der Praxis schildern?

Es gab überall viel zu tun. Ich erinnere mich, dass ich schon Schwierigkeiten hatte, frühmorgens so zeitig aus dem Bett zu kommen. Wenn ich auf den Stationen zur Frühschicht eingeteilt war, dann musste ich um 4:30 Uhr aufstehen. Das ist durchaus gewöhnungsbedürftig. Und ich ziehe den Hut vor jedem, der das schafft und es dann auch noch hinkriegt, obwohl erst halbwach, trotzdem freundlich und fit zu sein. Insgesamt empfand ich die Arbeit für das pflegerische Personal auch als körperlich sehr anstrengend. Patienten waschen, umbetten, anziehen, verbinden – und all das immer mit einem freundlichen Wort auf den Lippen und unter Zeitdruck. Ich war nach der Arbeit oft regelrecht kreuzlahm und froh, mich an meinem Schreibtisch wieder meiner eigentlichen Arbeit zu widmen.

Wie haben Ihre Vorgesetzten und das Personal vor Ort auf Ihren ungewöhnlichen Einsatz reagiert?

Die Vorständin Elke Hirsch und auch Pflegedienstleiterin Simone Münz haben die Idee sehr begrüßt und mich sehr unterstützt. Beim Personal gab es anfangs doch ein paar Vorbehalte, weil man wohl dachte, ich will nur schauen, wo man eine Stelle streichen kann. Aber irgendwann haben die Mitarbeitenden gemerkt, dass das unbegründete Ängste waren. Ich wurde überall sehr gut aufgenommen. In allen Bereichen bin ich überwiegend auf Menschen getroffen, die das, was sie tun, mit Leidenschaft machen. Ich habe gespürt, dass ein gutes Klima



herrscht. Das war eine sehr hilfreiche Erfahrung, die ich nicht missen möchte. Wenn es die Zeit zulässt, würde ich einen solchen Einsatz auch gern noch im Bereich Pflege und Wohnen und vielleicht auch in anderen Bereichen machen.

Sie sind früher mal Maschinistin gewesen. Wie wird man mit einer solchen Ausbildung Personalleiterin?

Ich habe zu DDR-Zeiten in einem Stahlwerk eine Ausbildung zur Maschinistin gemacht. Durch die Wende wurde ich arbeitslos und erhielt eine Umschulung zur Bürokauffrau. Im Anschluss daran habe ich eine Ausbildung zur Betriebswirtin bei der Handwerkskammer aufgesattelt. Danach habe ich dann sieben Jahre als kaufmännische Leiterin in einem halleischen Verein gearbeitet, der sich um die Ausbildung benachteiligter Jugendlicher kümmerte. Während dieser Zeit habe ich mich zur Bilanzbuchhalterin weitergebildet. Meinen ersten Einsatz im medizinischen Bereich hatte ich 2011. Damals wurde ich Abteilungsleiterin für Personal und Controlling im Universitätsklinikum. Seit November 2012 bin ich im Diakoniewerk Halle. Und ich freue mich, hier zu sein, denn die Arbeit macht mir großen Spaß.

Wie können Sie sich von Ihrem Arbeitsalltag erholen?

Ich lebe mit meiner Familie im Saalekreis. Entspannung finde ich in meinem Garten. Wenn ich dort herumwerkele, kann ich den Alltag genauso gut hinter mir lassen wie beim Lesen und beim Lösen von Sudokus.

Mit Palliativpflege das Lebensende erleichtern



Nach langen Beratungen präsentiert Diakonisse Andrea Steidl das neue Palliativkonzept.

Am Ende ihres Lebens soll es den Menschen so gut wie möglich gehen. Dieser Satz mag banal klingen, aber Schwester Andrea Steidl weiß aus eigener Erfahrung, dass seine Umsetzung nicht leicht ist. An ihrem Arbeitsplatz im Johannes-Jänicke-Haus hat sie bereits viele Menschen sterben sehen. „Jeder stirbt anders“, sagt sie. Und sie weiß, dass dabei Schmerzen und Ängste eine Rolle spielen können. Diese Erfahrungen regten sie an, darüber nachzudenken, wie man Menschen das unvermeidliche Ende erleichtern kann. Als Ergebnis entstand ein Konzept, das sie gemeinsam mit einer Arbeitsgruppe erarbeitet hat und das seit Jahresbeginn in den Altenpflegeeinrichtungen des Diakoniewerks umgesetzt wird.

Schon lange beschäftigt sich Schwester Andrea Steidl mit dem Thema Sterben. Bereits während ihrer Ausbildung zur Diakonisse in Witten hat sie außerdem viel Literatur über Palliativpflege gelesen. Zur gleichen Zeit fragte sie sich, was sie dem Diakoniewerk, dem sie sich nach eigenem Bekunden sehr verbunden fühlt, Gutes tun könne. Viele Gespräche und ein Seminar bestärkten sie. Nachdem sie vom Bereichsleiter Andreas Dedlow grünes Licht

erhalten hatte wurde die Arbeitsgruppe für Palliativpflege gegründet.

„Die Palliativpflege und ihre Umsetzung ist mir sehr wichtig“, sagt Schwester Andrea Steidl und verweist auf die Philosophie des Hauses. „Oft ist damit nicht mehr Arbeit verbunden. Vielmehr bedeutet es, an einigen wichtigen Stellen die Kommunikation zu verbessern“. Hier, so Steidl, komme es darauf an, dass alle Mitarbeitenden im Pflegebereich mitziehen. Das Konzept, das nun vorliegt, ist auch als Orientierungshilfe für sie gedacht. Mit offenen Fragen können sie sich jederzeit an die Arbeitsgruppe wenden. „Damit wollen wir auch erreichen, Ängste und Unsicherheit im Umgang mit dem Thema abzubauen“, erklärt Schwester Andrea Steidl.

Wie genau sieht nun das Konzept aus? Einerseits gibt es Richtlinien für das Personal, die den Umgang mit Sterbenden betreffen. „Sterbende brauchen Ruhe“, sagt Schwester Andrea Steidl mit Blick auf die tägliche Routine in einem Seniorenheim. Gegebenenfalls müssen diese an die Bedürfnisse der Sterbenden angepasst werden. Ein Beispiel: Körperhygiene sollte dann stattfinden, wenn der Betroffene es wünscht und nicht, wenn es der Zeitplan vorsieht. Es kann sein, dass sie unter der Gabe von Schmerzmitteln erfolgen muss.

„Es ist auch wichtig“, so die 48-Jährige, „dass die Kommunikation im Notfall verbessert wird“. Soll heißen: Herbeigerufene Ärzte sollten darüber informiert werden, dass der Einsatz von starken Schmerzmitteln oder Morphinen angezeigt sein könnte. Andernfalls bestehe die Gefahr, dass sie solche Medikamente schlicht nicht dabei haben.

Auch die Angehörigenarbeit gehört zum Konzept. Freunde und Verwandte werden schon früh auf das Abschiednehmen vorbereitet. Nach dem Tod können sie an einer Aussegnung teilnehmen. Sie wird sowohl für Christen als auch für Nichtchristen angeboten. Die Angehörigen können, wenn sie es wünschen, am offenen Sarg Abschied nehmen und ihn bis zum Auto begleiten. Anfangs habe es ob dieses Rituals von den



Mit Leidenschaft begleitet Schwester Andrea die Bewohnerinnen im Johannes-Jänicke-Haus, auch wenn das aktive Leben zu Ende geht.

herbeigerufenen Bestattern erstaunte bis skeptische Blicke gegeben, doch inzwischen hat es sich im Haus längst etabliert. Nicht zu unterschätzender Nebeneffekt: Das ist Trauerarbeit, die auch die Mitarbeitenden nutzen können. Denn auch sie haben zu einzelnen BewohnerInnen engere Bindungen aufgebaut und müssen mit dem Verlust, mit Sterben und Tod klarkommen.

Im täglichen Umgang macht Schwester Andrea Steidl immer wieder die Erfahrung, dass die Angehörigen froh über all diese Möglichkeiten sind. Und auch darüber, dass sie ihnen Vorschläge und Angebote macht, wie sie sich von ihrem Angehörigen verabschieden können.

Und natürlich greift das Palliativkonzept auch bei den Bewohnern selbst. Mithilfe eines Leitfadens mit Fragen führen die Mitarbeitenden mit den Bewohnern ein Gespräch, in welchem es um das Sterben geht. Gefragt wird darin unter anderem, wie sich der Betroffene sein eigenes Sterben vorstellt. Ob er bestimmte Menschen oder Dinge um sich haben möchte. Ob er mit jemandem über uner-



Schwester Andrea Steidl (rechts) in der Podiumsdiskussion „In Würde sterben – was heißt das?“ am 6. Mai 2015 im Mutterhaussaal im Diakoniewerk Halle.

ledigte Dinge sprechen möchte. „Die Beschäftigung mit diesen Fragen ist nicht immer angenehm, aber sie ist eben auch unausweichlich“, sagt Schwester Andrea Steidl. [IG]

Die Mitglieder der AG Palliativpflege:

Silvia Ziele, Ina Rolle, Susanne Götze, Andrea Werner, Heiko Schmidt, Maik Damerau, Conny Freitag, Gaby Mischer, Kathrin Kamara, Kerstin Häcker und Diakonisse Sr. Andrea Steidl.

Das Konzept zur Palliativpflege wird ständig erweitert und aktualisiert. Bei Fragen kann man sich an ein Mitglied der Gruppe wenden.

Eine glückliche Fügung



Mit der Anstellung in der Kindertagesstätte des Diakoniewerks ist für J. R. ein Wunsch in Erfüllung gegangen.

Die Ohrhinge mit den winzigen Kreuzen trägt J. R. sehr gern. Nicht nur, dass sie ihr sehr gut stehen, „durch sie kann ich nach Außen ganz dezent mein Christsein zeigen“, sagt die junge Frau, die seit Januar dieses Jahres in der Kindertagesstätte des Diakoniewerks tätig ist. Ganz bewusst hat sie sich für einen christlichen Kindergarten entschieden.

Das Nebeneinander von konfessionellen und nichtkonfessionell gebundenen Kindern in der Einrichtung findet J. R. „sehr reizvoll.“ Denn Christsein bedeutet für sie auch „den anderen ihre Überzeugung zu lassen, sie zu akzeptieren wie sie sind.“

Sie selbst hat als Neunjährige zum Christentum gefunden. Damals wurde sie von einer Freundin mit zur Christenlehre in die Bartholomäusgemeinde genommen. „Die Gemeinschaft, die ich dort erfahren habe, fand ich toll“, sagt die 24-Jährige. Also ging sie später auch zum Konfirmanden-Unterricht und ließ sich einen Tag vor ihrer Konfirmation taufen. Ein Schritt, den sie nie bereut hat und der ihr bis heute Halt, Kraft und Geborgenheit gibt.

Besonders gefreut hat sie sich, als ihre Mutter anlässlich ihrer Konfirmation erstmals seit Jahren wieder am Abendmahl teilgenommen hat. „Das war für mich das schönste Geschenk“, sagt J. R..

Die Arbeit mit Kindern macht ihr nach eigenem Bekunden großen Spaß. Wohl auch deshalb, weil sie sich als Kind viel um ihre acht Jahre jüngere Schwester gekümmert hat. „Meine Mutter war beruflich stark eingebunden. Also habe ich viele Aufgaben übernommen. Ich fand es schön, die Ältere zu sein, meine kleine Schwester zu umsorgen und ihr etwas beizubringen.“

Dass sie sich für eine Ausbildung zur Erzieherin entschieden hat, war zunächst nicht absehbar. „Meine Mutter ist auch Kindergärtnerin. Aus diesem Grund wollte ich ganz bewusst einen anderen Weg einschlagen“, sagt J. R.. Doch es kam anders und so ist sie doch dem beruflichen Weg ihrer Mutter gefolgt. Nach einer Ausbildung zur Kinderpflegerin folgte schließlich die zur staatlich anerkannten Erzieherin. Ihr Anerkennungs-jahr absolvierte Juliane Rosch übrigens im Kindergarten der Gesundbrunnen-Gemeinde, wo sie sich ebenfalls sehr wohl fühlte. Weil es dort aber im Anschluss keine Stelle für sie gab, musste sie sich neu orientieren und suchte sich ganz bewusst eine andere christliche Einrichtung.

Seit ihrem ersten Tag im Diakoniewerk bringt sie sich aktiv und mit Herz in die Betreuung der Kinder ein und sie ist froh, „dass der Start so gut geklappt hat und ich gut ins Team passe.“

„Es war eine glückliche Fügung, dass sie zu uns gekommen ist“, sagt die Leiterin der Kindertagesstätte, Gabriele Klamt. Schließlich sind es junge Menschen, wie J. R., welche sie sucht, wenn es um neues Personal geht: gut ausgebildet und mit einem christlichen Hintergrund. [IG]

Das Krankenhaus-Taxi

I. M. ist immer in Bereitschaft: wenn ihr Pieper losgeht, muss sie schnell sein. Denn dann gilt es, Patienten in den OP oder in den Endoskopie-Bereich zu bringen oder sie von dort wieder abzuholen. Viel Zeit darf nicht verstreichen, bis sie vor Ort ist. Denn sonst würden Wartezeiten entstehen.

Was für Außenstehende leicht aussieht, ist alles andere als ein ruhiger Job. Denn I. M. und ihre fünf Kolleginnen vom examinierten Hol- und Bringedienst des Diakoniekrankenhauses stehen oft unter Zeitdruck. Es kann passieren, dass ihre Dienste von mehreren Stellen gleichzeitig angefordert werden. „Da muss man Ruhe bewahren und flexibel bleiben“, sagt I. M. und ergänzt: „Examiniertes Hol- und Bringedienst ist mehr als nur Bettenschieben.“ Denn das Wörtchen „examiniert“ macht deutlich: es handelt sich nicht um eine Hilfstätigkeit. Nur ausgebildete Krankenpfleger dürfen überhaupt in diesem Job arbeiten. Der Grund: Die Patienten, die es zu befördern gilt, sind in aller Regel sediert oder stehen anderweitig unter dem Einfluss von Medikamenten. Daher braucht es medizinische Grundkenntnisse, um sie zu befördern.

Fragt man I. M., was für sie das Wichtigste an ihrer Arbeit ist, so muss sie nicht lange überlegen: „Ganz klar, der Kontakt zu den Patienten.“ Er mag kurz sein, dennoch ist er wichtig. „Die Patienten befinden sich in einer Ausnahmesituation. Sie sind oft sehr aufgeregt. Da ist es wichtig, herauszufinden, was sie brauchen. Nur so kann man richtig auf sie reagieren und auf eventuelle Ängste eingehen“, erklärt die 60-Jährige, die pro Schicht mindestens 50 Betten bewegt. Und das ist nicht selten körperliche Schwerstarbeit. Denn die riesigen Krankenhausbetten haben einerseits ihr Gewicht, andererseits lassen sie sich in den engen Kurven der Stationen nicht immer einfach rangieren.

Seit 1999 ist I. M. nun schon im Diakoniekrankenhaus tätig. Als gelernte Kinderkrankenschwester kam sie zunächst in die Notaufnahme. Dort habe sie keinen leichten Start gehabt. „Ich war total aufgeregt“, erinnert sie sich, denn grundsätzlich tut sich die zurückhaltende



Frau eher schwer mit neuen Situationen. „Ich hätte es nicht geschafft, wenn die Diakonissen mir nicht geholfen hätten“, sagt sie. Fünf Jahre später kam sie zum examinierten Hol- und Bringedienst, der damals gerade im Aufbau war. Inzwischen ist sie im Haus allseits bekannt. Und auch der examinierte Hol- und Bringedienst hat sich längst etabliert. Davon zeugen auch die eher liebe-vollen Bezeichnungen, die im Haus für I. M. und ihre Kollegen kursieren: Von „Taxi“ über „Hobi“ bis hin zu „Fahr-Inge“ ist alles dabei. I. M. nimmt das auch als Beleg dafür, dass sie und ihre Kollegen gebraucht und geschätzt werden. Ein Aspekt, der für sie seit ihrer Kindheit sehr wichtig ist.

„Wo man Dich hinstellt, wirst Du gebraucht.“ So lautete ein Spruch, der ihr anlässlich ihrer Jugendweihe in den 1960er Jahren mit auf dem Weg gegeben worden ist. „Daran habe ich mich immer gehalten.“ [IG]

Soziallotse in der Poli Reil



Seit April 2015 bietet der Deutsche Kinderschutzbund in Kooperation mit der Poli Reil einmal wöchentlich eine Sprechstunde an. Immer dienstags zwischen 16 und 17 Uhr ist die diplomierte Sozialpädagogin Michaela Fritsch für Eltern da und leistet, wie sie selbst sagt, „Hilfe zur Selbsthilfe“. Das Angebot mit dem Titel „Soziallotse“ wurde möglich durch die Kinderärzte der Poli Reil Dr. med. Detlef Wend und Dipl.-Med. Thorsten Männel, die ihre Praxisräume kostenlos zur Verfügung stellen. Dr. Wend ist seit vielen Jahren Mitglied im Kinderschutzbund und versuchte bereits seit längerem eine soziale Anlaufstelle für seine Patientinnen und Patienten zu installieren.

Der Kinderschutzbund betätigt sich seit 1992 in Halle und hat seinen Hauptsitz in der Silberhöhe. Dort betreibt der Verein das Kinderhaus „Blauer Elefant“, das als Anlaufstelle sowohl für Kinder und Jugendliche als auch Eltern und Erziehungsverantwortliche dient.

Laut Michaela Fritsch suchte der Kinderschutzbund nach einer Möglichkeit, auch im Stadtzentrum Präsenz zu zeigen, da auch hier Eltern und Kinder eine Anlaufstelle haben sollten.

Die jetzige Kooperation mit der Poli Reil ist ein Glücksfall für den Verein, da eine Mietzahlung die finanziellen Möglichkeiten übersteigen würde. Aber auch die Patientinnen und Patienten der Poli Reil profitieren davon, ist sich Dr. med. Detlef Wend sicher. „Oft kommen Patienten zu mir, bei denen die Probleme über das Medizinische hinausgehen und eigentlich im sozialen

Kontext liegen.“ Für diese ist nun Michaela Fritsch da. Sie berate nicht im herkömmlichen Sinne, sondern gebe den Betroffenen einen Überblick über mögliche Beratungsstellen und Angebote, die weiter helfen können. „Ganz oft reicht auch schon das Darüber-Sprechen oder ein freies Angebot wie das Elterntelefon.“ Beide sind nun gespannt, wie das Angebot angenommen wird. [NH]

Magdeburger Studis in der Poli Reil



Die Fachärztin für Allgemeinmedizin, Dr. med. Josephine Reeg, hat seit Jahresbeginn die Berechtigung als Akademische Lehrpraxis der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg tätig zu sein. Bereits seit 2005 ist die Praxis Lehrpraxis für Medizinstudierende der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Für Patientinnen und Patienten wird das auch im Alltag sichtbar. Zweimal jährlich kommen für drei Monate Studierende des vierten Studienjahrs in die Praxis. Innerhalb von jeweils zwei Wochen bekommen diese einen Eindruck von der Arbeit der Allgemeinmedizinerin. Sie sind mit im Sprechzimmer um die Patienten zu befragen und können EKGs oder Blutabnahmen durchführen.

An der Uni Magdeburg ist man froh, dass Dr. med. Josephine Reeg nun auch ihre Studierenden betreut, denn diese müssen ihre Praktika in ganz Sachsen-Anhalt machen. In Magdeburg selber gibt es nur 30 % der benötigten Lehrärzte. Gerade für Medizinstudierende, die vielleicht ursprünglich aus Halle kommen, ist die Poli Reil nun der perfekte Praktikumsplatz. [NH]

Meldungen & Termine

Kurs für Angehörige von Demenzkranken

Immer mehr Menschen kommen in Ihrem Leben in die Situation, sich um demenziell erkrankte Angehörige zu kümmern. Mit dem überarbeiteten Pflegegesetz wurden bessere Bedingungen für eine innerfamiliäre Pflege geschaffen. Aber wie gehe ich mit meinen Verwandten um? Was bedeutet Demenz für die Betroffenen? Und welche Möglichkeiten gibt es, wenn ich mich nicht Vollzeit der Pflege widmen kann? Solche Fragen werden im Kurs „Demenz und Alltagsbewältigung“ behandelt, den das Geriatrie Zentrum im Diakoniekrankenhaus Halle ab 25. August 2015 wieder anbietet. Die Schulung vermittelt Kenntnisse über das Krankheitsbild, die Wahrnehmung und das Befinden der Erkrankten, vorsorgende Maßnahmen und initiiert den Erfahrungsaustausch der Angehörigen. Anmeldung ab sofort möglich bei:

Dipl.-Psych. Grit Vöcks, Mühlweg 7, 06114 Halle,
Tel. 0345 778-7226

Aus dem Kuratorium



Zur Sitzung des Kuratoriums des Diakoniewerks Halle, am 12. März 2015, wurde Herr Dr. Wolfgang Teske von der Diakonie Mitteldeutschland als Kuratoriumsmitglied entsandt. Frau Dr. Annegret Bergner und Herr Friedrich Stumpf, beide langjährig Kuratoriumsmitglieder, legten ihr Mandat auf Grund beruflicher Veränderungen im Dezember 2014 nieder. In der neuen Zusammensetzung wurde Propst Dr. Johann Schneider als Kuratoriumsvorsitzender bestätigt, seine Stellvertreter sind nunmehr Frau Silke Boß und Herr Detlef Bischoff.

Podiumsdiskussion fand großen Anklang



80 Besucherinnen und Besucher kamen am 6. Mai 2015 zum Podiumsgespräch „Sterben in Würde – Was heißt das?“ ins Diakoniewerk Halle. Auf dem Podium erzählten die eingeladenen Gäste sowohl von ihren persönlichen Erfahrungen mit der Thematik wie auch im philosophischen Sinne über das Sterben.

Zu ihnen gehörten Prof. Dr. Jörg Dierken, Dekan der Theologischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Dr. med. Klaus-Peter Litwinenko, Chefarzt der Klinik für Pneumologie, Thoraxchirurgie und Palliativmedizin, sowie Hildegard Hamdorf-Rudies, Leiterin des Seelsorgeseminars der Evangelischen Kirche Mitteldeutschland und Diakonisse Schwester Andrea Steidl, Pflegekraft im Johannes-Jänicke-Haus und Leiterin der Palliativ AG.

Der Abend unter Moderation von Frieder Weigmann zeigte, welche hohe gesellschaftliche Relevanz das Thema mittlerweile hat und wie schwierig es für Angehörige und Pflegenden ist, damit umzugehen. Deutliche Worte fanden die Diskutierenden mit Blick auf den verstärkten ökonomischen Druck, der von Politik und Gesellschaft im Sozial- und Gesundheitswesen aufgebaut wird. Die Menschenwürde sei kein Gut, das in Geld zu messen sei.

Vom Publikum wurden besonders die Bemerkungen aufgenommen und befragt, die den andauernden Lernprozess der Gesellschaft und Medizin im Umgang mit schmerzlindernden und lebensverlängernden Maßnahmen betrafen.

Nepal – Ein anderes Bild von Heilung

Vor seinem geplanten Studienbeginn wollte Johannes Niebuhr etwas Sinnvolles tun. Er ging als Krankenpfleger nach Nepal, um dort mit seinem Fachwissen die örtlichen Pfleger zu unterstützen. Und wurde überrascht von der nepalesischen Realität und pragmatischen Pflegenden.

Im Sommer 2013 machte sich der ausgebildete Krankenpfleger auf die Reise ins Herz von Nepal. Drei Tagesreisen von der Hauptstadt Katmandu entfernt gibt es eines der wenigen Krankenhäuser außerhalb der Großstädte. Das Krankenhaus befindet sich in Ampipal Gorkha und wird von dem deutschen Verein „Nepalmed“ unterstützt. Dieser Verein organisierte auch den Aufenthalt von Johannes Niebuhr. „Das Land war mir nicht so wichtig, aber der Verein arbeitet völlig transparent und da geht wirklich das gesamte Geld an die Krankenhäuser, deshalb habe ich mich dann für Nepal entschieden“, erklärt Johannes Niebuhr seine Auswahl. Der Verein kümmerte sich um seine Versicherung und vor Ort erhielt er Kost und Logis frei. Dafür arbeitete er fünf Wochen ehrenamtlich. „Alle zwei bis drei Nächte bin ich z. B. auch nachts zu einem Kaiserschnitt gerufen worden“, berichtet der Krankenpfleger, der seine Ausbildung im Diakoniekrankenhaus absolviert hatte.

Ursprünglich sollte er die Pflegekräfte vor Ort in Verbandskunde schulen. Dazu hatte er auch einen ganzen Sack mit modernen Verbandsmaterialien mitgebracht. Aber die Pflegekräfte in seinem Krankenhaus konnten mit dieser High-Tech-Ausrüstung nichts anfangen. „Dort arbeitet man noch mit einfachsten Mullbinden und da hat man eher mir noch etwas beigebracht“, erinnert sich der junge Mann lachend. „Das ist ja auch klar, die müssen ja mit dem arbeiten, was es dort gibt. Und ich habe in meiner Ausbildung kaum noch solche Materialien mehr kennengelernt.“

Auch sonst gab es für den Pfleger einige Überraschungen im Arbeitsalltag. Im Gegensatz zu Deutschland gibt es in Nepal keine Ausbildung für Krankenpflege. Auch die Arbeit selber unterscheidet sich stark. An nepalesischen Krankenbetten kümmert sich die Familie des Erkrankten um das Essen, die Körperpflege und Notdurft des Patienten. Das pflegerische Personal ist also tatsächlich nur mit

Ausstellung & Vortrag „Namaste – Krankenhauspraktikum in Nepal“

Fotografien von Johannes Niebuhr
Oberes Foyer im Diakoniekrankenhaus Halle



medizinischen Aufgaben wie Infusion legen oder Blut abnehmen beschäftigt. Das führte dazu, dass sich Johannes Niebuhr über- oder unterqualifiziert fühlte. Er fand seinen Platz dann im OP, sagt aber rückblickend: „Ich würde das als Pfleger nicht nochmal machen, aber als Arzt. Da kann man viel mehr bewegen.“

Tatsächlich mangelt es auf dem Land an Ärzten. Vor allem in der Kinderheilkunde und der Allgemeinmedizin werden dringend Ärzte benötigt. Aber selbst wenn medizinische Versorgung möglich ist, nimmt die Bevölkerung diese nicht immer an. „Wenn ein Gips den Bauern daran hindert sein Reisfeld zu bestellen, dann geht er den Tagesmarsch ohne Gips zurück. Oder er geht mit Gips ins Reisfeld und kommt dann mit aufgeweichtem Gips wieder“, erklärt Johannes Niebuhr. Er habe gelernt Prioritäten neu einzuschätzen und ein anderes Bild von Heilung entwickelt. „In Nepal kommt es nicht darauf an, dass der Knochen wieder schön zusammenwächst, sondern darauf, dass er am Ende wieder funktionsfähig ist.“

Diese andere Perspektive zeigen auch seine Fotografien. Oft ist Johannes Niebuhr nach der Arbeit aus dem Krankenhaus gegangen und hat sich seine Umgebung durch die Kamera angeschaut. Bilder von Menschen und Landschaften zeigen ein Nepal abseits von Hochglanzfotos aus Reiseführern oder Skandalberichten.

Im Herbst 2014 konnte der 27-Jährige endlich sein Medizinstudium anfangen. Nebenbei arbeitet er im Diakoniekrankenhaus als Studienassistent. Den Kontakt nach Nepal versucht er zu halten. Schließlich ist ein späterer Besuch als Arzt nicht ausgeschlossen. [NH]

Freitag
03.07.
20:30 Uhr

Termine

Juli

Fr 03. Juli 2015, 17 – 22 Uhr
Diakoniekrankenhaus Halle



Lange Nacht der Wissenschaften

begehbare Magenmodell, Führungen durch Radiologie, Endoskopie und OP, Vorträge, Infostände, Quiz, Ausstellungseröffnung „Namaste – Ein Krankenhauspraktikum in Nepal“

Sa 04. Juli 2015, 14 – 17 Uhr
Kirche im Diakoniewerk und Schwesterngarten



158. Jahresfest

Festgottesdienst mit Ehrung langjähriger Mitarbeitender, anschließend Sommerfest im Garten

So 12. Juli 2015, 15 – 18 Uhr
Garten des Bethcke-Lehmann-Hauses



Sommerfest und Tag der offenen Tür

im Wohnheim für Menschen mit Behinderung, inklusive Ausstellung „Ehrenamt – barrierefrei“ der Freiwilligenagentur Halle

August

Sa 15. August 2015, 19 – 22 Uhr
Kirche im Diakoniewerk



15. Hallesche Nacht der Kirchen

mit Ausstellungseröffnung des halleschen Künstlers Adolf Stengl. Unter dem Titel „Gewachsen & Gebaut“ zeigt er Werke aus seinem 60-jährigen künstlerischen Schaffen.

Führung zur Rühlmann-Orgel und Orgelkonzert.

September

Di 15. September 2015, 9 – 13 Uhr
Mutterhaussaal
Fachtag Geriatrie

im Rahmen der Aktionswoche Alter:Native 2015

Sa 19. September 2015, 9:30 – 11 Uhr
Händelhalle

Gut Luft für alle – Der Lungentag in Halle „Gute Nachrichten für Allergiker“



Vorträge, Infostände und Lungenfunktionstests unter Beteiligung des Diakoniekrankenhauses Halle

Impressum:

Ausgabe 02_2015

Diakoniewerkschau

Zeitschrift des Diakoniewerks Halle
Herausgeber und v.i.S.d.P.:
Elke Hirsch (Kaufmännische Vorständin)

Redaktion:

Ines Godazgar, Udo Israel

Texte:

Ines Godazgar [IG], Nadja Hagen [NH], Elke Hirsch

Kontakt & Bestellmöglichkeit:

Diakoniewerk Halle

Lafontainestraße 15 • 06114 Halle (Saale)

Tel.: 0345 778-6203

info@diakoniewerk-halle.de

www.diakoniewerk-halle.de

Abbildungsnachweis:

Archiv Diakoniewerk Halle

Markus Scholz: Titel, S. 3, 4, 5, 6, 7, 9, 10, 11, 12

Ines Godazgar: S. 8

Doris Faust: S. 2

Holger Volk: S. 9, 13

Johannes Niebuhr: S. 14

Diakonie Mitteldeutschland: S. 13

Gestaltung:

Holger Volk

Druck:

www.mahnert-druck-design.de

Diese Publikation wird unter den Bedingungen einer Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht:

www.creativecommons.org

Eine elektronische Fassung kann heruntergeladen werden. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Es gelten folgende Bedingungen:

Namensnennung: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen (wodurch aber nicht der Eindruck entstehen darf, Sie oder die Nutzung des Werkes durch Sie würden entlohnt).

Keine kommerzielle Nutzung: Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.

Keine Bearbeitung: Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.

Weitergabe unter gleichen Bedingungen.



Gedruckt auf PlanoPlus, einem Papier aus zertifizierten Rohstoffen sowie aus Holz aus nachhaltiger Forstwirtschaft.



Gedanken für den Weg

Alles vermag ich durch ihn, der mir Kraft gibt. Phil 4,13



Der Wind wehte so gewaltig, dass ich Mühe hatte, mich auf den Beinen zu halten und diesen Baum auf der Insel Spinalonga auf Kreta zu fotografieren. Und auch der Baum scheint Mühe zu haben, sich auf seinen Wurzeln zu halten. Da hatten wir beide also etwas gemeinsam. Und dennoch standen wir zusammen in einer wunderbaren Landschaft, die alles zu bieten hat, was der Seele gut tut – Sonne, Wasser, Boden unter den Füßen, Licht und Wärme.

Dieser Baum hatte es mir angetan, weil er mit seinem Standort und Aussehen das zu erzählen scheint, was auch das Leben von uns Menschen ausmacht. Wir leben in einer Welt, von der der Schöpfungsbericht im 1. Buch Mose sagt: „Und siehe, es war sehr gut.“ (1 Mose 1,31)

Auch wenn sich das Gesicht der Erde durch uns verändert hat, haben wir doch auf ihr eine gute Lebensgrundlage. Auch finden wir in unserem Miteinander Tragendes und Ermutigendes, was uns Halt gibt. Das wahrzunehmen tut

gut, besonders dann, wenn die Winde, manchmal auch die Stürme des Lebens versuchen uns zu entwurzeln. Da braucht es schon Kraft, um standzuhalten. Dem Baum auf dem Bild gelingt es durch den festen, felsigen Untergrund, in dem er seine Wurzeln verankert hat und woraus er seine Nährstoffe zieht, die ihm Kraft geben.

So brauchen auch wir Menschen Grundlagen, die halten und Kraftquellen, die uns stark machen. Paulus, der die Worte schrieb: „Alles vermag ich durch ihn, der mir Kraft gibt“, sieht die Grundlage und die Kraftquelle in der Liebe Gottes und in dem Vertrauen auf Jesus als Wegbegleiter. Er ist sich sicher, darin die Kraft zu finden, mit der er sein Leben gestalten kann zum Wohl aller im Geist der Liebe und Gerechtigkeit.

Diese Kraftquelle ist auch uns zugänglich. Wir sind eingeladen aus ihr zu schöpfen. Mit ihr sind uns auch weitere Quellen gegeben. Wir finden Kraft und Halt durch Menschen, die uns Weggefährten sind. Stärken können auch Ruhepausen, die unseren Blick in die Weite schweifen lassen, damit uns mal ein anderer Wind um die Nase weht, als die Winde, die uns Probleme bereiten. Es kann uns ermutigen, das Leben zu betrachten, um all das zu entdecken, wofür wir dankbar sein können.

Mein Freund – der Baum – trägt zwar Spuren des Windes, doch er steht fest und ist lebendig und kraftvoll. Er erzählt von dem Leben, das wir mit ihm teilen und das

auch bei uns Spuren hinterlässt. Vielleicht können auch Sie darum in ihm die Kraft entdecken, die uns immer wieder neu geschenkt wird.



*Ihre
Pfarrerin
Regine Ammer*